



Universität Tübingen · Geschwister-Scholl-Platz · 72074 Tübingen

An die
Abteilung für Wissenschaft und Forschung
der Philosophischen Fakultät der
Palacký-Universität Olomouc,
z. H. Frau Prof. Dr. Libuše Spáčilová,
Křížkovského 10
CZ-77180 Olomouc

Philosophische
Fakultät

Philosophisches Seminar
Philosophische Fakultät

Manfred Frank
o. Prof. Dr. Dres. h. c. i. R.

Bursagasse 1
D-72070 Tübingen

Priv.: 33604 Bielefeld
Beethovenstraße 12

Tel.: +49-[0]521-390.698.53
manfred.frank@uni-tuebingen.de

Bielefeld, den 10. August 2018

Gutachten zur Doktorarbeit von Herrn Mgr. Michal Rubáš:

Sprache und Bewusstsein. Manfred Franks hermeneutische Kritik an beiden Strömungen der „Linguistischen Wende“ und ihre Konsequenzen für die Philologie

Die Vorsitzende des Fachbereichsrats für Linguistik der Palacký-Universität Olomouc, Frau Prof. Dr. Libuše Spáčilová, hat mich aufgefordert, die seit einigen Wochen vorliegende Doktordissertation von Herrn Mgr. Michal Rubáš auf ihre Eignung zur Zulassung als Verteidigungs-Vorlage hin zu begutachten. Ich tue das umso motivierter, als ich im vergangenen und vorvergangenen Jahr mit dem Kandidaten auf dessen Initiative in einen lebhaften Austausch über Themen des Sprachwandels, insbesondere die Rolle der Individualität bei semantischen Innovationen geraten war. Dabei lernte ich Herrn Rubáš als erstaunlich kenntnisreichen und scharfsinnigen Sachverständigen in Sachen subjekttheoretischer Defizite des Neostrukturalismus kennen. In der Folge lud er mich zu Vorträgen nach Olomouc ein, die ich im April vergangenen Jahres wirklich gehalten habe. Auf beide Vorträge bezieht sich der Kandidat gelegentlich in der vorliegenden Dissertation.

Bevor ich mit dem Gutachten beginne, möchte ich klarstellen, dass ich kein Linguist und auch kein Sprachphilosoph bin. Ich habe in „Neuerer deutscher Literaturwissenschaft“ promoviert und habilitiert, auch wenn die Themen meiner Qualifikationsarbeiten weitgehend philosophisch oder wenigstens hermeneutisch waren (ich bin Gadamer-Schüler). 1981 wurde ich dann auf einen Genfer Lehrstuhl für „philosophie moderne et contemporaine“ berufen und habe mich seither vor allem mit der Frühromantik als spezifisch philosophischer Bewegung und mit Philosophy of Mind, besonders klassischen und analytischen Problemen des Selbstbewusstseins auseinandergesetzt. Hermeneutik und (Neo-) Strukturalismus sind Gegenstände, auf die ich mich zuletzt in den 1980er Jahren publizistisch eingelassen habe.

Der Kandidat bezieht sich in IV Kapiteln (samt einer Einleitung, einem Exkurs zum III. Kapitel und einer Zusammenfassung) teils zustimmend, teils kritisch vor allem auf meine populäre Tübinger Vorlesungsreihe *Die Unhintergehrbarkeit von Individualität* (1986) und meine Düsseldorfer/Genfer Vorlesungen *Was ist Neostrukturalismus?* (1983). Er stützt sich nicht auf meine wissenschaftlich anspruchsvollere Habschrift *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher* (1977), sondern nur auf meine Einleitung zur Schleiermachers *Hermeneutik und Kritik* (1977), und auch nicht auf meine für sein Thema einschlägige Aufsatzsammlung *Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie* (von 1980, erweiterte Neuausgabe 1989), in der ich u. a. die Frage stelle „Was ist ein Diskurs?“ und ausführlich Stellung beziehe zu Derridas Auseinandersetzung mit Searle und insbesondere Derridas Rede von einer „restance minimale“ des sprachlichen Zeichens unter die Lupe lege. Ohne Kenntnis meiner Habschrift wird Schleiermachers von Kant übernommene und auf die Zeichensynthesis übertragene Rede vom „Schematisieren“ gar nicht verständlich. Und nirgends anders als in Frank 1980, nämlich in meiner Auseinandersetzung mit der „Searle-Derrida-Debatte“,¹ habe ich mich ähnlich gründlich zum Thema von Einheit und Veränderlichkeit des Zeichens geäußert, die doch in Rubášs Auseinandersetzung mit Derrida eine tragende Rolle spielt. Auch von meinen neueren bewusstseinsphilosophischen Arbeiten zitiert er neben einigen Aufsätzen und Vorträgen nur die populären Hallenser Vorlesungen über *Präreflexives Selbstbewusstsein* (von 2015), nicht aber meine weit einschlägigeren und ausführlicheren *Ansichten der Subjektivität* (von 2011), die u. a. ein ganzes und detailreich argumentierendes Kapitel über und gegen Meads, Strawsons, Tugendhats und Habermasens Theorie sprachlicher Intersubjektivität enthalten. Rein philologisch ist das ein ernsthafter Mangel von Rubášs Arbeit, der ich überhaupt gewünscht hätte, dass sie ein größeres Spektrum von Autoren und Werken in ihren Skopus einbezieht; schließlich handelt es sich um eine Arbeit zur Erlangung des Doktortitels. Das Literaturverzeichnis ist rudimentär und bildet kaum die Breite der Theoriekontexte ab, innerhalb deren ich und die von mir besprochenen oder benutzten Autoren sich bewegen. Soviel ich sehe, sind neben Busse und Teubert (fast) nur Werke und Autoren genannt, die der Kandidat aus meinen eigenen Publikationen und Verweisen kennen musste.

Im Einzelnen: Die „Einleitung“ gibt an, „einige der interessantesten und einflussreichsten Ansätze der letzten Zeit“ an Einwänden zu testen, die sich aus meiner ‚hermeneutischen Sprach- und Bewusstseinstheorie‘ ergeben. Mit den ersten meint Rubáš offenbar die sogenannte „Diskursanalyse“, die er an Publikationen vor allem von Dietrich Busse und Wolfgang Teubert festmacht (kein Wort über Fr. Kittler und seine Mitstreiter und Schüler!), die sich ihrerseits wieder vor allem auf Arbeiten Foucaults und Derridas berufen (Derrida freilich spricht mit Blick auf seine eigene Theorie nicht von ‚Diskursen‘ oder gar von ‚Diskursanalyse‘). An den letzteren Autoren hatte ich in

¹ Searles Name taucht, wenn ich recht sehe, in Rubášs Arbeit nur im Schriftenverzeichnis mit dem Eintrag *Sprechakte* auf.

der Tat hermeneutische und bewusstseinsphilosophische Defizite aufgedeckt, die nur zu einem kleinen Teil im 1. Kapitel behandelt werden. Das zweite Kap. stellt sich, unter besonderer Beachtung von „Limited Inc“, die Frage nach Identität und Wandelbarkeit sprachlicher Zeichen, während das 3. Kap. das Thema auf sprachanalytische Philosophen ausweitet und dabei kritisch auf Strawsons/Tugendhats These von der epistemischen Asymmetrie bei gleichzeitiger veritativer Symmetrie von erst- und drittversöhnlichen Äußerungen blickt. Ein Exkurs vergleicht Tugendhats mit Derridas sprachtheoretischer Husserl-Kritik; und das 4. Kap. widmet sich der Rolle des („präreflexiven“) Bewusstseins, freilich ohne erkennbaren Bezug auf Phänomene wie Zeichenkonstitution und Bedeutungswandel. Dabei spielt die sogenannte ‚he himself locution‘ oder die ‚attitude de se‘ eine besondere Rolle.

Ad Kap. I: Der Verlauf und erst recht das Argument dieses Kapitels sind nicht leicht zu überblicken, es gibt einige heftige gedankliche Rösselsprünge. Rubáš beginnt unvermittelt mit dem Urteil, Busse und Teubert seien die „führenden Vertreter“ der deutschen, auf Foucault sich beziehenden, „Diskursanalyse“ – mit diesem Urteil ist die ganze Schule um Friedrich Kittler als *nulle et non-avenue* abgefertigt. 1994 haben Busse und Teubert gemeinsam einen (17seitigen) Aufsatz veröffentlicht mit dem Titel „Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?“; 2013 hat Teubert einen Artikel über *Die Wirklichkeit des Diskurses* hinzugefügt. Schon in die Wiedergabe der Texte mischt Rubáš die Fragen, die im Folgenden nicht sehr ins Detail dringen: Was ist ein Diskurs, was sind seine Teile, was das Ganze, dessen Teil er selbst ist; wie verhält sich der Diskurs zu einer Grammatik, wie zu einem Text, wie zur ‚Episteme‘, wie zum ‚Archiv‘ und welch alternative Ausdrücke Foucault auch immer erfindet; was ist das Verhältnis des Diskurses zu seinen Elementen? Und: Wie verhält sich die sog. Diskursanalyse zur klassischen Textlinguistik (über die sonst weiter nichts gesagt wird)? Das offenbar von Foucault (aber charakteristischerweise auch von Luhmann) inspirierte Verfahren – zuerst freilich hat Lévi-Strauss den ‚transphrastischen Diskurs‘ als Operationsfeld entdeckt – geht jedenfalls von der Voraussetzung aus, dass Diskurse ihre Elemente (Sätze? Äußerungen? Aussagen? Ideologeme? Mytheme? Foucault sagt ‚énoncés‘)² ähnlich determinieren wie beim klassischen Saussure das ‚système de la langue‘ die einzelnen Zeichen, so dass Subjekte nicht etwa als Sinnschöpfer, sondern als Geschöpfe einer fetischistisch autonomisierten („autopoetischen“) gesellschaftlichen Gewalt (die es also außerdem auch noch geben muss!) anzusehen sind: „Relaisstationen“ des Diskurses, semantisch wechselnd mit unabsehbaren „periphäristischen“ Kontexten. Darin steckt natürlich die Prämissen, dass Bedeutung mit der Zeichensynthese selbst festgelegt wird und nicht etwa vom sogenannten Signifikanten unabhängig ist.

² Dessen methodologisches Grundwerk *L'archéologie du savoir* (von 1969) wird übrigens von Rubáš nicht wirklich beachtet, obwohl es im Literaturverzeichnis aufgeführt ist. Dabei hatte ich die Schrift in der 11. Vorlesung von *Was ist Neostrukturalismus* ausführlich kommentiert (und kritisiert).

Hier formuliert Rubáš drei Einwände: 1. Nach Teuberts Erklärung können Inkohärenzen in einem Diskurs nicht auftreten, weil die Einzelbedeutungen „keinen gemeinsamen Nenner“ haben. (Wie das? Sie müssen doch alle mit demselben Diskursrégime zusammenstimmen – „mit ihm kohärent“ sein –, ja, sie müssen aus ihm ‚generiert‘ worden sein.) 2. Es gibt eine Mehrdeutigkeit im Begriff des Subjekts als bloßen Exekutors der ‚Hebammenkunst‘ (Hermeneutik) und 3. – noch demütigender – als bloßen ‚Diskurskonstrukts‘. Schließlich soll das Subjekt noch Interaktor mit anderen Subjekten sein, die den Textsinn ‚aushandeln‘ (17). Offenbar sind einige dieser Verwendungen von ‚Subjekt‘ durch die Theorie zwar polemisch angegriffen, aber gar nicht ausgewiesen. Auch die Rede von ‚Selbstkonstruktion‘ oder ‚Autopoiesis‘ nimmt stillschweigend Leistungen in Anspruch, die früher Instanzen wie dem ‚Subjekt‘ oder dem ‚Geist‘ zugeschrieben wurden.

Busse dagegen charakterisiere die im Diskurs artikulierten oder vielmehr ‚explizierten‘ ‚Wirklichkeiten‘ durchaus als menschengemacht und in einem ‚impliziten‘ und ‚nicht-sprachlichen Wissen‘ gründend (18). Dementsprechend können dieselben Elemente auch in verschiedenen Diskursen gleichbedeutend auftreten.

Rubáš wendet sich nun unvermittelt zu Rudi Kellers spieltheoretisch-statistischer (und subjektfreier/nicht-intentionaler) Erklärung von Sprachwandel (weil Teubert und Busse das auch tun?). Aber vom Sprachwandel und den ihn erklärenden Mechanismen war doch bisher gar nicht die Rede. Rubáš freilich kritisiert Kellers Ansatz, der einige Vorschläge Franks, die er abweist, sehr gut hätte integrieren können, z. B. die Ansicht, dass sich manche (wenn auch nicht alle) Regelveränderungen um den Preis von Regressen nicht als das Werk vorherbestehender Regeln, sondern als dasjenige einer ‚spontanen‘ semantischen Innovation verstehen lassen (21). Es gibt keine Metaregeln, die die Anwendung von Regeln ihrerseits unter Regeln bringen. Da ‚Sprachsystemen‘, ‚Codes‘ oder ‚Diskursen‘ – seit Schleiermacher und de Saussure – der modale Status reiner ‚Virtualität‘ zuerkannt wurde (vgl. auch 30), hindert nichts ihre Transformation durch Sprecher(innen) – wie das Schleiermacher und de Saussure auch annahmen. Sprachliche Regeln ‚motivieren‘ ihre Anwendung und finden ihr Kriterium im Verständnis oder Unverständnis der anderen Sprachteilnehmer(innen), aber sie ‚erzwingen‘ dieselben nicht und leisten einer Fehl- oder Neuanwendung keinen Widerstand. (Dass Regelkenntnis ein ‚Wissen, wie‘ ist, ist ausgemacht; auch, dass es sich dabei um kein explizites Wissen handeln muss – die meisten Menschen sprechen ihre Muttersprache, wie Monsieur Jourdain Prosa spricht: 23 f. Dafür, wie Busse, ein „kollektives Verstehen(svermögen)“ anzusetzen, ist so überflüssig, wie die Liebe durch ein Liebesvermögen oder die Vorstellung durch ein Vorstellungsvermögen zu erklären.)

Von hier springt Herr Rubáš wieder ziemlich unvermittelt in Foucaults repräsentationalistische Auslegung des Zeichenmodells der französischen Klassik nach *Le mots et les choses*. In ihr gründe,

was später „Diskurs“ heißen wird (der Diskurs wende das Kompetenz-Performanz-Modell nur auf transphrastische Einheiten an) - und folgt dabei der Auslegung im Foucault-Abschnitt meiner Vorlesungen von 1983 (25 ff.).³ Die Pointe: Das repräsentationalistische ‚Code-Modell‘ sehe Abweichungen im Sprach- oder Redegebrauch nicht vor. Der Output sei nichts als ‚Exekution‘ der Regel. Darum könne sich Foucault keine Diskurse-im-Plural vorstellen und keine Transformationen derselben (27).

Das stimmt natürlich nicht, da Foucault ja gerade die Heterogenie/Diskontinuität zwischen Diskursen/Epistemen/Archiven betont. Was ich 1983 meinte (und mit Piaget und Sartre begründete), ist: Foucault kann den Wechsel von ‚Diskursen‘ oder ‚Epistemen‘ nicht sinnvoll erklären, sondern muss ihn als das Werk eines sinnfrei operierenden *Deus ex machina* beschreiben (27 f.). Sartre sagte: Der Vorhang senkt sich über einem Diskurs, er geht über einem anderen wieder auf, die Zuschauer(innen) haben keine Ahnung, was sich in der Zwischenzeit abgespielt hat. Schicht liegt über Schicht. Darum spricht Foucault von seinem methodischen Verfahren als von einer Anti-Hermeneutik: einer „Archäologie“, Sartre sagt: einer „Geologie“ der Schichtenabtragung und -klassifikation. Um das von Foucault Unerklärte zu beleuchten, meinte ich damals, bedürfe es eines sinnfähigen, verstehenden Subjekts (29 f.), das, weil es die Bedeutung in eine bestimmte Synthesis mit dem Bedeutungsträger („signifiant“) erst einsetzt, die Zeichensynthesis auch jederzeit wieder auflösen und verändern kann. Spricht man von einem sinnkonstituierenden und sinnverändernden Subjekt, wird man auch Fetischismen wie die von der sich selbst sprechenden Sprache (Heidegger) oder dem sich selbst exekutierenden/dekodierenden Code los. Damit ist natürlich nicht geleugnet, sondern gerade anerkannt, dass alle Zeichensynthesis die Verinnerlichung vorherbestehender Sprach- und Denküblichkeiten zur Voraussetzung hat, die vom aktuellen Subjekt *nicht* gemacht worden sind. Aber, wie de Saussure sagt, die so überkommenen Regeln sind unstabil, sie werden von Subjekten in der Anwendung ständig transformiert und sind „*à la merci de lendemain*“: „*mutabilité du signe*“. „*La création qui va de la pensée au signe est indéfinie absolument.*“ „*Il en résulte que tous les changements, toutes les innovations [...] continuent de dépendre du premier principe agissant dans cette même sphère, qui n'est situé nulle part ailleurs qu'au fond de l'âme humaine.*“

Ad Kap. II. Es handelt von Franks Kritik am neostrukturalistischen (d. h. vor allem: Derrida'schen) Zeichen-Modell, dem Teubert sich ausdrücklich verpflichtet bekennt - obwohl es m. E. mit dem Foucault'schen überhaupt nicht kompatibel ist (33). Was ist ein sprachliches Zeichen, und wie hängt es mit dem System aller Nachbarzeichen („*para-sèmes*“) und Zeichen-Verknüpfungsregeln, der

³ Diese Übertragung hätte gewiss nicht Foucaults Zustimmung gefunden, da er das Repräsentationsmodell aufs klassische Zeitalter eingrenzt und *nicht* für ein heute praktikables Paradigma hält.

langue, zusammen? Wird das „Diskursprodukt“, wie Teubert sich ausdrückt, vom Diskurs auf die gleiche Weise determiniert wie (in der Vulgata-Version von Saussures *Cours*) die *parole* von der *langue*? Meint doch Rubáš im 1. Kap. gezeigt zu haben, dass der ‚Diskurs‘ das Code-Modell der Zeichengenerierung nicht wirklich anficht, sondern lediglich auf transphrastische Einheiten überträgt.

Rubáš referiert nun treffend meine damalige (Um-)Deutung Derridas. Da dieser sich ausschließlich auf den Vulgata-Saussure stützt, wird ihm nicht bewusst, wie stark sein Einwand gegen Saussure Intuitionen des ‚authentischen‘ Saussure reproduziert – nur dass er dessen Rekurs auf ein individuell sinnfähiges Subjekt wie der Teufel das Weihwasser vermeidet. In Kürze: Da Saussure Bedeutung aus dem differentiellen Spiel von physischen Zeichenträgern („Aposemen“) hervorgehen lässt, bedarf es eines geschlossenen ‚Systems‘, dass die ‚Opposita‘ an feste Plätze bannt. Nun gibt es keinerlei Grund, den Prozess der „différance“ für abgeschlossen zu erklären – mit der Folge, dass sich der Differenzierungsprozess unabsehbar fortsetzt und jedes Zeichen nicht etwa nur mehrdeutig, sondern ‚disseminal‘ (alldeutig) wird.

Dass dies eine maßlose Übertreibung ist, hat Derrida teils von mir, teils von Searle gelernt. Ohne die ‚minimale Identität‘ wenigstens eines Zeichens wäre dessen Alteration ja gar nicht messbar, die autonomisierte und im Wortsinne anarchisierte ‚différance‘ würde sich selbst und ihre „effets de sens“ zerstören.

Da Derrida aber in Nietzsches und Heideggers Nachfolge absolut von der (angeblich Metaphysik-verdächtigen) Orientierung am ‚Subjekt‘ wegkommen will, hat er meinen (bzw. Schleiermachers, Saussures oder Sartres) Vorschlag abgelehnt, die Zeichenkonstitution („Semiose“) auf die Mitwirkung eines sinnfähigen ‚individuellen Faktors‘ zurückzuführen. Er gibt, meint Rubáš, eine plausiblere Erklärung für den Befund, dass jede zweite Zeichenverwendung deren Sinn (und die Regel, nach der das Zeichen gebildet wird) verändert oder verändern kann. Genau das war die Meinung des Autors der *Notes item*, der Originalnachschriften des *Cours* und des Orangerie-Manuskripts *De l’essence double du langage* (1896).⁴ Man hätte diesen Autor also nicht etwa radikalisieren, sondern nur lesen müssen.

⁴ Ein paar Beispiele für viele: „Es gibt ein gewisses Gleiten (un certain flottement) zwischen den Vorschriften des Sprachsystems und dem, was der Initiative des sprechenden Individuums überlassen ist.“ Die Identität der Zeichensynthesis sei eine prekäre, instabile Angelegenheit. Und was sie bedroht, sei das ‚subjektive Element‘: „Elle comporte, cette identité, un élément subjectif, indéfinissable. Le point exact où il y a identité est toujours délicat à fixer“ (Saussure). „L’objet qui sert de signe n’est jamais le même deux fois“ (Noten zu Whitney; Derridas Radikalität ist absurd: Er muss die Identität eines Zeichens schon fürs erste Mal bestreiten).

Ad Kap. III. In diesem Lösungsvorschlag bleibe die Intersubjektivität des Sprechens und Sprachverständens ‚solipsistisch‘ unterbeleuchtet, meint Rubáš und wechselt darum ins Feld der durch Strawson angeregten analytischen Sprachphilosophie. Strawson und (der ihm weitgehend folgende) Tugendhat etwa teilen Saussures Ansicht, dass Sinn immer integrativer Teil eines sprachlichen Zeichens ist und nicht etwa vom Zeichen nur re-präsentiert wird. Einzelgegenstände, heißt es nun, werden über singuläre Termini aus Prädikatsspielräumen ihresgleichen ‚herausgeeinzel‘ (‘singled out’, ‚identifiziert‘). Die Verwiesenheit vor allem von Demonstrativa auf die Kontexte, in denen Gegenstände individuiert werden, hat Evans später den ‚generality constraint‘ genannt.

Auch dies Kapitel lässt sich, neben guter und fundierter Text-Arbeit an den Originalen (*Individuals, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung*), durch Hinweise in meinen Publikationen leiten – allerdings nicht durch das entscheidende 4. Kapitel von Frank 2011 („Subjektivität und Intersubjektivität“, das unter gleichem Titel schon ähnlich in Frank 1991 erschienen war und zu dem sich sowohl Tugendhat wie Apel und Habermas replizierend geäußert haben, auch davon berichtet Rubáš nichts). Eine Pointe Strawsons, die Tugendhat aufgreift: Individuation von subjektiven Erlebnissen geschieht nicht durch deren direkte Identifikation, sondern durch Identifikation der Person (ihres Körpers). Die Klasse von „mental events“ werde diesem Einzelgegenstand in Prädikatform ‚zugeschrieben‘. Und zwar im öffentlichen Raum der Kommunikation, nicht ‚privat‘. Bewusstseinszuschreibungen erfolgen in Form ‚propositionaler Einstellungen‘, durch die eine (körperlich eindeutig individuierte) Person sich selbst unter Verwendung eines kognitiven/intentionalen Verbs („meint“, „denkt“, „glaubt“ usw.) gegenständlich auf eine Proposition/einen Sachverhalt bezieht, der/die einem (auf diese Person referierenden) ‚ich‘ eine mentale Eigenschaft („Prädikat“) zulegt.⁵

Wie aber erklärt Strawson die Kenntnis eines ‚Ich‘ oder ‚mentaler Ereignisse‘ selbst, denn auch geistlose Zombies haben einen Körper (61)? Durch kinästhetische Erfahrungen oder die Wahrnehmung ihrer kausalen Verflochtenheit mit der physischen Welt seien sie eindeutig als Zustände einer sich durch ‚ich‘ nicht identifizierenden, aber als identifizierbar meinenden (gegenständlichen) Person ausgewiesen, die von anderen Personen ebenso eindeutig durch ‚du‘, ‚er‘ oder ‚sie‘ identifiziert werden könne. Das ist die These von der ‚semantischen Symmetrie‘ des

⁵ Hierbei wiederum, betont Rubáš, tut Tugendhat so, als sei die Identität des singulären Terminus im Hauptsatz und des ihn aufgreifenden Pronomens im Nebensatz („ich“, „er/sie sich selbst“) ganz unproblematisch: 70 f. mit Anm. Sowieso ist die Identifikation eines deiktisch oder durch Herauseinzelnen identifizierten Gegenstandes mit einem solchen, der, wie Tugendhat zugibt, sich selbst gar nicht über eine Identifikation vertraut ist, alles andere als ausgemacht (73 f.). Dass diese Identifikation geradezu hältlos ist, verdanken wir vor allem den frühen Arbeiten Castañedas über gewöhnliche Indikatoren und Quasi-Indikatoren. Castañeda hat seine Einsichten über die Eigentümlichkeit von Einstellungen *de se* so formuliert, dass sie auch Linguisten nicht kalt lassen können, weil sie die Relevanz der Erkenntnistheorie für die Grammatik belegen. Dazu Rubáš im 4. Kapitel.

Systems der Deiktika, die den Vorzug der Meinigkeitsrelation zu meinen mentalen Zuständen aus der Welt räumt. Freilich entsteht damit die Frage nach der, wie Tugendhat sie nennt, „epistemischen Asymmetrie“ mentaler Zustände: Mir sind sie anders erschlossen als dir: nämlich „unmittelbar“, während ich sie bei dir aus „Verhaltensbeobachtung“ (behavioral, also inferentiell und vor allem: in Gegenstandsform) erschließe (64).

Dagegen, fährt Rubáš fort, erhebe Frank erkenntnistheoretische Einwände aus Schleiermacher'scher und Sartre'scher Inspiration (65, unter Berufung auf Frank 1986). Wenn ich recht sehe, lässt er mich zweierlei gegen Strawson/Tugendhat (aber auch gegen Hegel, Mead und Habermas) geltend machen: 1. Personen seien Exemplifikationen eines Allgemeinen (einer Persönlichkeit, einer Subjektivität-überhaupt), während manche Bewusstseinszustände nicht auftreten, ohne das System der Allgemeinheiten (z. B. einen sprachlichen Code) semantisch zu transformieren („Individuen“; dazu sehr klar und unter Verweis auf die Zeitlichkeit von innovierenden Individuen Rubáš 74 ff.). 2. *Fremde* Subjekte als fremde *Subjekte* zu identifizieren, setze schon eine vor-gegenständliche Kenntnis der eigenen Subjektivität voraus, die – weil ungegenständlich – nicht auf Verhaltensbeobachtung, geschweige das System der kausalen Interaktion mit anderen Körpern reduziert werden könne: Einige Kenntnis ist nicht-behavioral, sie ist „ungegenständlich“ (67 [ff.], vgl. 70, Anm. 53). (Das ist eine starke Pointe insbesondere Shoemakers, eines Hauptvertreters der analytischen Philosophie des Geistes: 1984, 104 f.). Rubáš referiert einen 3. Einwand: Anzunehmen, die Welt sei „isomorph“ strukturiert wie die sprachlichen Mittel, mit denen wir uns auf sie beziehen, wäre eine Form von „Sprachidealismus“. Nur weil wir uns in propositionalen Einstellungen auf die Welt beziehen, muss diese nicht wie eine Menge von Propositionen beschaffen sein. Ganz richtig sagt Rubáš, dergleichen führe zum „Verdrängen der Erkenntnistheorie durch die Grammatik“ (69).

Michal Rubáš scheint mir am Schluss des Kapitels weitgehend zuzustimmen, auch darin, dass sich unter Verweis auf den „Generality Constraint“ nicht einfach aus dem Raum von Subjekten in den von Intersubjekten entkommen lasse, wie Tugendhat, aber auch Habermas das wollen. Der Kandidat verweilt freilich ausführlich und mit ungekürzten Frank-Zitaten auf dem *deutenden* (hermeneutischen) Charakter von Prädizierungen in propositionalen Einstellungen (der Struktur des „etwas-als-etwas“) und dem vom grammatischen Code nicht vorhersehbaren/ableitbaren Sinn eines sprachlichen Einzelereignisses. Darin schließt dies Kapitel an die vorangegangene Derrida-Kritik an und gibt der *différance* eine Umdeutung durch die identitätsvereitelnde Zeitlichkeit sinnfähiger, sich auf ihre Zukunft hin entwerfender und insofern „unhintergebarer“ Individuen. Dasselbe gelte auch für die Zeichen, deren Identität allein auf der Relation des Andersseins-als-die-Nachbarzeichen beruhe, die wiederum ein zeitliches – artikulatorisches – Nacheinander voraussetze (79-83).

Allerdings weist er meinem Vorgehen eine Inkonsistenz nach: Epistemische Zustände erkläre ich ja selbst für interpretationsunabhängig. Ihre ‚Transparenz‘ beruhe ja gerade darauf, dass ich mit ihnen vertraut bin, ohne sie begrifflich zu klassifizieren (vgl. dazu zutreffend S. 94). Das ist richtig und berührt den zweiten Kritikpunkt. In meiner (später, in den 1990er Jahren ausgearbeiteten) Selbstbewusstseinstheorie geht es mir, anders als Strawson, Tugendhat oder Shoemaker, nicht um Fehlerquellen bei der Individuierung des Bewusstseinssubjekts, also des Referenten von Selbstbewusstsein („immunity through the error of misidentification“), sondern um die unfehlbare Selbstdurchsichtigkeit des mentalen *Zustands* selbst. Darum nehme ich neben dem egologischen ein anonymes, a-personales Selbstbewusstsein an. Und dieses halte ich darum nicht für fehldeutbar, weil es überhaupt keinen Fall von Deutung darstellt. Selbstbewusstsein hat nach meiner jüngeren Ansicht gar nicht direkt mit Hermeneutik zu tun, deren Feld fremde Reden, Texte, Diskurse u. dgl. sind. Zu mir selbst (ich meine: zu meinen mentalen Zuständen) befindet sich mich nicht in der Position eines Textauslegers, eines Interpreten. Mithin muss ich auch keine ‚Hypothese‘ auf den Sinn des Gehalts anstellen (83 f.). Es gibt auch kein Problem mit der Identität des Gehalts, so wie es eines für Derrida mit der ‚Minimalidentität‘ einer ‚marque‘ gab – denn es gibt hier gar kein Zeichen (84 f.). Nach Husserls und Sartres Theorie des inneren Zeitbewusstseins gibt es hier auch kein Problem der (möglichen) Bedeutungsveränderung-durch-Wiederholung. Bewusstseinsgehalte sind keine sprachlichen Zeichen und lassen sich *post festum* natürlich sprachlich bezeichnen (und stellen dann Deutungsprobleme), sind aber – anders als die Anhänger des *linguistic turn* das wollen – selbst nicht-sprachlich. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich damit Rubášs Einwänden gerecht geworden bin. Das mag die Verteidigung klären. (Rubáš benutzt die Ausdrücke ‚Selbstbewusstsein‘ und ‚Selbstverständnis‘ *pęle-męle*; ich aber mache einen großen Unterschied: Selbstbewusstsein ist kein Verstehen, und Verstehen ist immer sprachlich-begrifflich und also deutungsabhängig. Darum verstehet ich auch nicht den Sinn des Exkurses in Husserls 1. *Logische Untersuchung*. Dort geht es um „Ausdruck und Bedeutung“, nicht so beim Selbstbewusstsein.)

Eben darum akzeptiere ich voll den auf S. 86 f. geäußerten Vorwurf, dass meine frühe (hermeneutische) Auffassung vom Wesen der Bedeutungs-innovierenden Individualität und der späteren über Selbstbewusstsein miteinander unverträglich sind. Allerdings wendet Rubáš den Ausdruck ‚Gegenstand‘ bald auf einen externen (z. B. physischen), bald auf den Referenten von Selbstbewusstsein an.⁶ Dem letzteren schreibe ich keine ‚Als‘-Struktur des Verstehens, ja überhaupt – anders als Tugendhat – keine propositionale Struktur zu. Vielmehr ist das eine Haupt-Pointe meiner späteren Selbstbewusstseinstheorie („Ist Selbstbewusstsein ein propositionales Wissen?“, in: *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis*, Stuttgart: Reclam 1991; zur Nicht-Propositionalität des Wissens vgl. Rubáš beiläufig im Zusammenhang mit Castañeda: S. 106 f.; es gibt darüber eine kaum überschaubare analytische Literatur). Hier kritisiert der Verfasser also eine Entwicklung, die sich

⁶ Bei anonymem Selbstbewusstsein („no-ownership“) fällt das Subjekt oder Ich als Referent ohnehin weg.

bei mir mit dem Fortschritt in die Einsicht in eine Problemlage ergeben hat. Ich nehme neuerdings auch nicht mehr an, dass der Gehalt eines Bewusstseins mit dem der Bedeutung eines Zeichens „identisch“ sein müsse (87), wie de Saussure das verlangt hätte. Aber der Strukturalismus ist tot, und die analytische Philosophie hat längst aufgehört, sprachanalytisch orientiert zu sein. „Franks hermeneutische Zeichenauffassung ist somit im Widerspruch mit seiner These der Vorrangstellung der Subjektposition (die die Inhalte interpretationslos erfasst)“ (88). Richtig, nur halte ich meine frühere Position jetzt teils für falsch, teils für zweideutig, d. h. unvollständig durchdacht. (Ich akzeptiere auch gerne den Vergleich mit Husserls „einsamem Seelenleben“ und mit der ‚Motiviertheit‘ des ‚Anzeichens‘ im „Exkurs“, dessen Botschaft ich mich immer mehr angenähert habe, je mehr ich mich vom *Linguistic Turn* abgewendet habe.)

Ad Kap. IV. Die Kapitel hätte eigentlich zeigen können, dass ich einen Theoriewechsel gegenüber meinen hermeneutischen (und literaturwissenschaftlichen) Anfängen vollzogen habe. Statt dessen scheint Michal Rubáš meine Überlegungen zur Präreflexivität des Selbstbewusstseins (und meine Kritik am Begriff der Repräsentation als „basic necessary condition“ von Bewusstsein [Kriegel]) weiterhin auf die Semioleogie zu beziehen, wie sich besonders am Schluss des Kapitels zeigt. Mir ist nicht klar geworden, was der Kandidat hier zum Ausdruck bringen will. Sagt er doch selbst eingangs: „Es sei hier betont, dass die Widerlegung des Reflexionsmodells der diskursanalytischen Subjektauffassung die Grundlage entzieht“ (93).⁷

Der Bericht, den Michal Rubáš von meiner Argumentation in *Präreflexives Selbstbewusstsein* (2015) gibt, ist klar und angemessen, ich habe nichts auszusetzen und fühle mich durchgängig verstanden. Besondere Liebe wendet er auf das Argument, dass Selbstbewusstsein kein Sonderfall einer Einstellung *de re*, also keine Varietät von ‚gegenständlichem Bewusstsein‘⁸ sein kann (illustriert an dem bekannten Mach-Beispiel, in dem der Autor sich treffend für einen ‚heruntergekommenen Schulmeister‘ hält, ohne zu merken, dass er in einen Spiegel geschaut hat: 96). Er verweilt auch auf Brentanos Unterscheidung von Bewusstsein und Aufmerksamkeit. (Ned Block wird das aufgreifen: „We can be aware of what we don‘t attend to.“) Und darauf, dass die Präreflexivitäts-Theorie, besonders wenn sie sich auf Sartre (den Erfinder des Ausdrucks) stützt, zweirlei leistet: 1. Die Ungegenständlichkeit des Bewusstseins aufzuzuzeigen und 2. alles Bewusstsein doch von dessen

⁷ Das wusste ich allerdings schon in meiner ‚hermeneutischen‘ Phase. Vgl. den Aufsatz „Ist Selbstbewusstsein ein Fall von ‚présence à soi‘?“, in: *Das Sagbare und das Unsagbare*, 2. Aufl. 1989, 471-490. Vgl. schon von *Das individuelle Allgemeine* (1977, 2. Aufl. 1985), 2. Kapitel: „Die subjekttheoretische und dialektische Fundierung der Interpretation durch Schleiermacher“.

⁸ Das gegenständliche Bewusstsein nennt er auch ‚opak‘. Opak ist aber nicht das Bewusstsein, sondern eben sein Gegenstand, weil der, in Husserls Worten, sich unendlich ‚abschattet‘ und sich nie ‚restlos erfasst‘. Bewusstsein ist sich dagegen restlos durchsichtig, weil es kein Gegenstand seiner selbst ist. Es heißt darum ‚ungegenständlich‘. Vgl. Rubáš S. 100 im Kontext.

intentionalem Bezug auf einen unabhängig existierenden Gegenstand abhängen zu lassen (101 ff.). Das nennt Sartre den ‚ontologischen Beweis des Bewusstseins‘.

Von hier springt Michal Rubáš noch einmal zurück auf den Strukturzug des Selbstbewusstseins, dass nämlich in ihm Sein und Sich-Erscheinen ‚vereint‘ sind, ohne dass diese Einheit die dingliche Identität eines mit sich einfach koinziderenden Gegenstands annähme („la table est la table, c'est tout“, „[mais]la cosncience n'est pas ce qu'“elle est, et est ce qu'elle n'est pas“) – und bezieht diese notwendige nicht-identifikatorische Kopplung von Sein und Sich-Erscheinen (103 f.) auf das berühmte pro-cartesianische und pro-dualistische Argument Kripkes einerseits, auf Castañedas/Chisholms/Lewis⁹ Entdeckung von Einstellungen *de se*. All dies sind weitgehend Inhaltsangaben meines Büchleins, ebenso wie die sehr treffenden Bemerkungen zu Sartres quasi-reflexivistischem Modell des *reflet-reflétant*.

Rubášs Konklusion: Daraus ergebe sich, „dass es ein nicht-sprachliches (nicht-propositionales) Wissen gibt“ (107), nämlich z. B. Selbstbewusstsein, und dass diesem Wissen besondere Ausdrucks-Mittel in der Linguistik entsprechen: Quasi-Indikatoren. Welche weiteren Konsequenzen er zieht, ob er ein eigenes früheres Vorurteil in Bezug auf den Strukturalismus korrigiert, ob er eine bewusstseinstheoretische Alternative zur Sprachphilosophie („the turn away from language“) aufzeigen will, ist mir aus der Konklusion nicht deutlich geworden. Ebenso wenig, was „Echolalie“ und „Echokinesis“ in diesem Zusammenhang verloren haben (110), den poetischen Schlussatz auf S. 111 verstehe ich vollends gar nicht. Auch die (im Übrigen sehr klare) „Zusammenfassung“ (112-115) bringt mich in dieser Grund-Ratlosigkeit nicht weiter.

Urteil: Ich kann mich glücklich schätzen, in Michal Rubáš einen so scharfsinnigen undverständnisbereiten Interpretation, gelegentlich auch Kritiker gefunden zu haben. Er macht mir deutlich bewusst, dass meine jugendlichen hermeneutischen Ansichten über das sinnverändernde Potential des ‚individuellen Faktors‘ nicht bruchlos an meine späteren Arbeiten zur Theorie des Selbstbewusstseins anschließbar sind.

Aber auch Rubáš muss sich Fragen gefallen lassen: Seine klarsichtige Kritik an Teubert und dem Neostrukturalismus scheint nicht immer genau zu wissen, was sie eigentlich will. Was ist das überhaupt: die ‚Diskursanalyse‘? Will diese Kritik den Autoren einen Code-Fetischismus nachweisen („Die Sprache spricht“), rügt sie einen Mangel in der Erklärung von Polysemie („dissémination“)

⁹ Die beiden letzten (wichtigen) Autoren werden in Rubášs Arbeit zu Unrecht nicht erwähnt. Dabei stammt der Ausdruck ‚attitude de se‘ von Letzterem.

oder Bedeutungswandel, mahnt sie ein subjekttheoretisches Defizit ein? Zu Letzterem passt nicht die Kritik, die Rubáš gelegentlich und durchaus triftig an meiner abgehobenen (sich um Sprache wenig kümmern den) Bewusstseins-Theorie äußert. Geschweige zum Exkurs über Husserl, der (sc.: der Exkurs) sich ja in der Sache gegen *La voix et le phénomène* richtet (ein Grundwerk Derridas, das in der Arbeit erstaunlich wenig – eigentlich gar nicht – zum Einsatz kommt).

Rubás macht seinem Fach, der Linguistik, einige durchaus beherzigenswerte Denkvorschläge und begründet sie originell, ja zuweilen scharfsinnig. Vor allem am Anfang schreibt er freilich zu sprunghaft-rhapsodisch, ja dem Leser/der Leserin wird es schwer fallen, überhaupt einen roten Faden zu entdecken. Es fehlt der Arbeit über weite Strecken – nämlich überall da, wo sie sich nicht auf paraphrastische Auslegung fremder Texte beschränkt, – dasjenige, was die klassische deutsche Philosophie ‚Zwischenglieder‘ genannt hat. Überhaupt hätte es der Arbeit nicht geschadet, wenn sie einer Reihe von Textauslegungen und Argumenten mehr Raum gegönnt und insgesamt eine größere argumentative Ausführlichkeit und Explizitität angestrebt hätte. Rubáss Deutsch bewegt sich auf erstaunlich hohem Niveau; dennoch ist es, wie kaum anders zu erwarten, idiomatisch und in der Wortwahl nicht immer sicher. Es gibt Abschnitte, die ich nicht gut verstanden habe. Ein *native speaker* sollte die Arbeit vor der Drucklegung durchsehen.

Der Fakultät und dem Fachbereich kann ich die Arbeit ohne weitere als die eben geäußerten Bedenken zur Vorlage bei der Verteidigung empfehlen.

17a